



Susanne Niemeyer
Matthias Lemme

Genossenschaft Freiheit

Die Geschichte
des Wasserwandlers

adeo

auf uns zu, auf Höhe der dritten Reihe bleibt er im Mittelgang stehen.

„Stellt euch das doch mal vor, damals, es gab Regeln für alles. Für alles! Wann einer gesund werden durfte und wann nicht. Stellt euch mal vor, statt einer offenen Tür hättet ihr vorhin nur ein Schild gefunden: *Heute keine Lieder. Kein Trost. Ermutigung erst morgen wieder.* Wer hat das Recht, Nein zu sagen, wenn eine sagt: Ich brauche dich. Ich habe Hunger. Hast du einen Platz zum Schlafen?

Ich komme gerade von einem Camp, draußen vor der Stadt. Da leben viele in großer Angst. Weil sie nicht unsere Sprache sprechen und seit drei Jahren hören, sie seien illegal. Illegal – also ohne Rechte. Die haben erlebt, wie sie an einer Kirchentür geklopft und nach einem Schlafplatz gefragt haben, und die Kirchendienerin – Kirchendienerin! – hat gesagt: Wir haben erst am Montag wieder Offene Kirche. Und auf den Ämtern in dieser Stadt heißt es: Wir sind nicht zuständig. Illegal, das gibt's doch gar nicht, das geht überhaupt nicht! Streckt eure Herzen aus!“

Jesus senkt die Augen. Er geht den langen Gang nach hinten zur Kirchentür. Viele sind aufgestanden und schauen ihm nach. Marion steht auf den Zehenspitzen. In einer Reportage würde ich wohl schreiben: „Ein erschreckender Frieden stand ihnen ins Gesicht geschrieben.“

Die Frau am Leseputz räuspert sich, sie weiß nicht so recht, was sie tun soll. Dann liest sie einfach weiter. „Und die Pharisäer gingen hinaus und hielten Rat über ihn mit den Anhängern des Herodes, wie sie ihn umbrächten.“

25. Juli: What if God was one of us?

Die U2 rumpelt stadtauswärts über die alten Brücken. Sie spannen sich über Kanäle, so dass man denken könnte, es sei Venedig, wären da nicht die Fabrikhallen, von denen man nicht weiß, ob jemand gestern oder vor zehn Jahren alles stehen- und liegengelassen hat. Ich fahre bis zur Endstation, was normalerweise niemand tut, der alle Sinne beisammen hat.

Es riecht streng in der Bahn, ich glaube, das kommt von dem Mann, der schräg gegenüber sitzt. Verstohlen schnüffele ich an meiner eigenen Jacke, nur um sicherzugehen. Aber ich bin's nicht. Außerdem habe ich vor zwei Stunden geduscht. Ich fahre nämlich zu einer Party, falls man das so nennen kann. Partys beginnen selten sonntagmorgens um elf. *Eat, Pray, Love* stand im Internet und binnen einer Stunde hatten 300 Leute zugesagt. Ich auch. Diesmal will ich dabei sein. Die Party findet auf einem Bauwagenplatz statt. Bauwagenplätze finde ich zwar prinzipiell cool, weil ich mich über jeden freue, der keine Karriere als Unternehmensberater anstrebt, sondern die Gesellschaft ein bisschen bunter macht. Trotzdem wäre das nichts für mich. Ich glaube nämlich, die Leute, die da leben, sind genauso anstrengend wie Leute in einem stinknormalen Mietshaus in einer deutschen Kleinstadt. Nur dass es da keine Kehrwoche gibt, sondern wöchentliche Diskussionen, wie man korrekt *anti* ist. Ich glaube, dass es genauso viel soziale Kontrolle gibt, vielleicht sogar mehr, und du nicht ohne weiteres einen Ikea-Einkauf einschieben könntest.

„Endstation. Dieser Zug endet hier. Bitte alle aussteigen.“

Die Ansage reißt mich aus meinen Gedanken, ich drücke auf den blinkenden Knopf und dann stehe ich etwas ratlos auf dem Bahnsteig, weil ich nicht weiß, wohin. Bis ich die Kreidebuchstaben zu meinen Füßen entdecke. *Eat, pray, love: Hier geht's lang.*

Ich folge bunten Pfeilen, überquere eine Kreuzung, komme an Lidl und Netto vorbei und fühle mich wie auf einem Kindergeburtstag. Schnitzeljagd. Dann stehe ich vor einem Bretterzaun. Auf einem Bettlaken steht *Seelenfutter: Eat, pray, love*. Ich sehe Bauwagen in allen nur erdenklichen Farben. Rot mit gelben Fensterläden, gelb mit türkisen Rädern und einen Wagen, der ist grün-weiß gepunktet. Das Ganze sieht aus wie Legoland in Groß, nur, dass hier und da der Lack abgeblättert ist. Ich habe mich schon oft gefragt, warum

Menschen ihre Häuser grau streichen. Oder beige. Oder garnichtfarben. Ist graue Farbe billiger als bunte? Oder ist das ein Statement: Bitte beachten Sie mich nicht, ich tue nichts zur Sache. Ich bin ein durchschnittlicher Bürger und stehe für nichts. Oder haben die Bewohner Angst, man könnte sie in einem gelben Haus für kindisch halten? Aber was wäre dann Schweden? Ein 500 Quadratkilometer großer Kindergarten?

Eine Frau steht vor mir. Ich glaube, sie hat was gesagt.

„Hallo, herzlich willkommen!“, setzt sie nochmal an, dann führt sie mich zu einer Wiese, die mit Kissen und Decken übersät ist. Ein riesiger Flickenteppich, auf dem bereits siebzig oder achtzig Leute Platz genommen haben. Ich setze mich dazu und fühle mich ein bisschen verloren, weil ich keinen kenne. Da entdecke ich Jesus, aber ich traue mich nicht rüberzugehen, schließlich kann der ja nicht jeden einzeln begrüßen. Immer mehr Leute strömen auf die Wiese. Ich versuche Jesus nicht aus dem Blick zu verlieren. Es ist ein bisschen wie verliebt sein, ohne verliebt zu sein. Ich meine, ohne etwas zu wollen, eine Beziehung oder so. Komisches Gefühl. Da geht die Musik los. Sie überfällt mich aus heiterem Himmel. Alle Härchen an meinem Körper stehen Kopf. Trommeln, Trompeten, Gitarren, Akkordeon, es klingt wie ein riesiges Balkanorchester. Ein paar Leute fangen an zu singen, andere stimmen ein, es werden immer mehr, sie wiederholen nur eine einzige Zeile, und nach und nach verstehe ich, was sie singen: *What if God was one of us, just a slob like one of us, try to make his way home*. Immer lauter wird der Gesang, immer schneller die Musik. *What if God was one of us*, wieder und wieder. Nicht möglich, sich dem zu entziehen, lauthals singe ich mit. Ich bin glücklich.

Die Musik bricht ab. Die Stille ist ohrenbetäubend.

„Glücklich“, beginnt Jesus, „sich von dem Leben lösen zu können, das man geplant hat, damit man das Leben findet, das auf einen wartet.“

Ich denke gerade nach, ob das stimmt, da ruft einer: „Was heißt das denn schon, Glück?“ Jesus schaut in seine Richtung und antwortet: „Gott nah zu sein. Das ist Glück.“ Ich weiß nicht. Das sagt sich so leicht. „Meistens“, fährt Jesus fort, „stellen wir uns doch vor, dass wir hier sind und Gott ist ganz weit weg. Es ist aber genau umgekehrt: Gott ist hier und wir sind ganz weit weg. Gott wartet.“ „Wo?“, ruft eine andere. „In deinem eigenen Herz. Wer zu sich kommt, kommt an Gott nicht vorbei. Und umgekehrt auch nicht.“ „Das ist doch nur seichtes Gequatsche! Wir müssen die Welt verändern. Es läuft so viel falsch, den massenhaft gequälten Tieren oder einem gefolterten Oppositionellen wird es kaum

helfen, wenn du auf dein Herz hörst. Wir müssen handeln, nicht fühlen!“

Jesus grinst ein bisschen.

„Hast du je davon gehört“, fragt er, „dass es etwas nützt, wenn man über einen kaputten Motor eine neue Karosserie baut? Das Auto wird trotzdem nicht wieder fahren. Oder nützt es etwa, ein Update auf ein völlig veraltetes Betriebssystem zu spielen? Wir müssen von vorn anfangen. Und welcher Anfang liegt näher als du selbst?“

später

Es gibt Essen. In drei Töpfen brodelt Kürbissuppe. Sie sind riesig, früher haben wir in so einem Topf immer Kirschen eingekocht und auch Gurken. Gurken mochte ich nie, die Kirschen aber sehr. Manchmal habe ich einen Kern verschluckt und hatte dann ein furchtbar schlechtes Gewissen, weil man das nicht tun sollte, wegen der Bauchschmerzen und noch Schlimmerem. Jedenfalls passen in so einen Topf dreißig Liter und man kann ihn direkt in die Steckdose stöpseln.

Während ich aus meiner Ernie-und-Bert-Tasse schlürfe, frage ich mich, wer den ganzen Kürbis geschnitten hat. Da höre ich Geschrei. Ich drehe mich um, denn das passt überhaupt nicht hierher, an diesen friedlichen Ort und auch nicht in meine Sonntagsstimmung.

„Du kommst jetzt mit, das brauchen wir überhaupt nicht weiter zu diskutieren!“

Die Stimme kommt mir bekannt vor und tatsächlich entdecke ich Jakob. Sein Gesicht ist feuerrot, er ist wirklich wütend.

„Nein“, antwortet eine Stimme seelenruhig, „das werde ich nicht.“

Ich glaube nicht, was ich da sehe. Die Frau trägt graues Haar und eine geringelte Bommelmütze. Es ist Jakobs Schwiegermutter.

„Ich sehe überhaupt nicht ein, warum ich in dieses schreckliche Heim zurückgehen soll.“

„Weil du krank bist! Und weil 76-Jährige nichts auf Bauwagenplätzen zu suchen haben!“

„Ach, und wer sagt das? Ich habe mein ganzes Leben getan, was man tun soll. Es wird höchste Zeit, das zu tun, was ich will.“

„Und was willst du hier?“ Jakob macht eine hilflose Geste und zeigt auf die Wohnwagen.

„Leben.“

„Du bist verrückt.“

Ich neige dazu, ihm Recht zu geben. Grundsätzlich ist es natürlich gut, das zu tun, was man selber will. Dafür ist es nie zu spät. Aber gilt das auch für eine alte Frau, die bis vor einer Woche noch in einem Krankenbett mit verstellbarem Rückenteil lag und von zwei Pflegerinnen betreut wurde?

„Jetzt sag du doch mal was, das ist doch völlig unverantwortlich!“, herrscht Jakob Jesus an.

„Ich habe sie eingeladen mitzukommen.“

„Du hast was?“

„Ich hatte das Gefühl, ihr fehlt was. Ein bisschen Himmel.“